

Ludwig Uhland – Dichter, Gelehrter, Politiker*

Von HELMUTH MOJEM

„Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat.“¹

Eine solche Aussage ist geradezu das Gegenteil dessen, was üblicherweise bei Dichterjubiläen verlautet, meist in der Form eines pathetischen Postulats, dass nämlich der Gefeierte und seine Werke unsterblich seien. Uhland hingegen, dessen Jubiläum vor zwei Jahren gleich doppelt begangen wurde, zum 225. Geburts- und zum 150. Todestag², ist ungewöhnlicherweise schon für tot erklärt worden, bevor er tatsächlich starb – durch die berühmten Beurteilungen Heinrich Heines in der „Romantischen Schule“ und im „Schwabenspiegel“, und dies zu einem Zeitpunkt, da er noch ein Vierteljahrhundert zu leben hatte. Ein Paradox, das sich zumindest teilweise dadurch erklärt, dass Uhland, nachdem er seine Gedichte 1815 veröffentlicht hatte, in den zahlreichen späteren Auflagen allenfalls einzelne Ergänzungen dazu beisteuerte, sonst aber als Dichter verstummte; da war er gerade dreißig Jahre alt. Stattdessen schlug er eine Laufbahn als Politiker und Gelehrter ein. Nun bezieht sich Heines Diktum zwar auf diese langanhaltende literarische Abstinenz, geht aber noch darüber hinaus, indem er auch darlegt, dass die Uhlandsche Poesie,

* Der Beitrag geht zurück auf meinen Vortrag, den ich am 20. 12. 2012 unter dem Titel „Ludwig Uhland – Nationaldichter des 19. Jahrhunderts“ beim Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein im Hauptstaatsarchiv Stuttgart gehalten habe.

¹ Heinrich HEINE, Der Schwabenspiegel, in: Heinrich HEINE, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. von Manfred WINDFUHR, Bd. 10: Kleinere literaturkritische Schriften, bearb. von Jan-Christoph HAUSCHILDT, Hamburg 1993, S. 266–278, hier S. 276.

² Während der Geburtstag ohne größere öffentliche Beachtung verstrich, gab es anlässlich des Todestags eine von Stadt und Universität Tübingen sowie dem Deutschen Literaturarchiv Marbach veranstaltete Ausstellung im Tübinger Stadtmuseum, die sich in einem umfangreichen Katalog niedergeschlagen hat: Ludwig Uhland. Tübinger. Linksradikaler Nationaldichter. Katalog der Ausstellung des Stadtmuseums, hg. von Georg BRAUNGART u. a., Tübingen 2012. Daneben fand eine von Dietmar Till und Bernhard Tschofen organisierte Ringvorlesung über Uhland an der Tübinger Universität statt sowie eine von Georg Braungart bestrittene Gedenkveranstaltung von Stadt, Universität und Tübinger Museums-gesellschaft am Todestag selbst. Für das überregionale Presseecho sei genannt: Helmuth MOJEM, Der große Uhland, in: Die Zeit, Nr. 47 vom 15. November 2012, S. 20.

die von ihm sehr respektvoll, ja liebevoll behandelt wird, tot sei, obsolet, unmodern, den veränderten Zeiten nicht mehr angemessen – knapp 20 Jahre nach ihrer Veröffentlichung³. Was sie heutigentags dann wäre, will man sich lieber gar nicht ausmalen: vermodert, von Würmern zerfressen, auf jeden Fall abgetan, nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern allenfalls historisch wahrnehmbar.

Nun gibt es sicherlich eine Tendenz zur Musealisierung von Kunst, die alles Vergangene gleichberechtigt schätzt, dabei aber eigentlich entwertet – und es gibt Kunstwerke, die uns über Jahrhunderte hinweg unmittelbar ansprechen. Wo ist also der rechte Platz des toten Uhland und seiner Gedichte? Eingesargt in den Anthologien pflichtgemäß zu erinnernder Literatur oder schwerelos in jener unbestimmbaren Sphäre schwebend, wo Dichterworte unser Gemüt magisch berühren, wo Fragen der Philologie unwichtig werden, wo eine Unmittelbarkeit des Verstehens und Empfindens herrscht?

Nüchternen Blickes wird man solche Extrempositionen sicherlich relativieren, ja gerade in Hinsicht auf Uhland für völlig unangemessen erklären, denn – nichts könnte unserem heutigen Bild von Uhland ferner liegen als Begriffe wie Poesie, Magie des Dichterworts oder Unmittelbarkeit des Verstehens und Empfindens. Wir haben vielfach von Uhland eine Vorstellung, die in etwa dem bekannten Schattenriss von Luise Duttenhofer entspricht (Abb. 1), ein wenig betulich, altväterisch, von einer lebenswürdigen Überlebtheit, ebenso wie der Dargestellte selbst, ein gelehrter Pedant von anno dazumal, den Nacken gebeugt, die Nase im Buch, weltfremd und sicherlich etwas zerstreut. Dies gilt aber wohl nur für die, die sich heute bei dem Namen Uhland überhaupt noch etwas vorstellen.

Wohl kaum jemals hat ein gefeierter Dichter, eine Person des öffentlichen Interesses, eine nationale Identifikationsfigur einen solchen massiven Bedeutungsverlust hinnehmen müssen, wie Ludwig Uhland. Galt er im 19. Jahrhundert und weit darüber hinaus als erstangiger Autor, als politisches Vorbild, schlicht als „großer Mann“, so lebt sein Name heutzutage allenfalls in Bezeichnungen öffentlicher Einrichtungen weiter, die so gedankenlos wie gleichgültig verwendet werden. Uhland ist aus der Zeit gefallen, ja schlimmer noch, sogar bei denen, die sich von Berufs wegen mit ihm beschäftigen, Historikern und Literaturwissenschaftlern, steht er im fatalen Ruch der Langeweile. Selbstverständlich erinnert man von Zeit zu Zeit an seine Verdienste um den frühen Parlamentarismus in Deutschland oder setzt ihn als prominenten Paulskirchenabgeordneten auf einen imaginären Denkmalsockel. Zweifellos hat er seinen Platz in der Literaturgeschichte und wird dort an gegebener Stelle in angemessenem Umfang abgehandelt. Gelegentlich erinnert man auch an ihn als eine Gründerfigur der Germanistik und Mittelalter-Philologie. Als Dichter erforscht wird Uhland jedoch kaum mehr, seine Lieder und Balladen sind

³ Der „Schwabenspiegel“ erschien 1838, die „Romantische Schule“ 1835. Heinrich HEINE, Werke (wie Anm. 1) Bd. 8/1: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland/Die romantische Schule, bearb. von Manfred WINDFUHR, Hamburg 1979, S. 121–249, hier S. 227 f. u. 231–239.

aus dem Schulkanon verschwunden, viele Leser dürfte er heutzutage auch nicht mehr haben; die, die ihn dem Namen nach noch kennen, halten ihn häufig für veraltet, banal oder gefällig und was der vernichtenden Verdikte noch mehr sind⁴.

Nun mag solche Herabsetzung oder vielmehr Gleichgültigkeit einer einst so gefeierten Person und ihrem Werk gegenüber die verschiedensten Gründe haben; eine naheliegende Erklärung dafür findet sich bei Lichtenberg: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“⁵ Dass ein Autor und seine Schriften vergessen sind, kann also auch uns und unserer Zeit angelastet werden, geschieht solches doch häufig aus Unkenntnis, Desinteresse und Oberflächlichkeit. Daraus folgt, dass man diesen damals so angesehenen und nun so marginalisierten Dichter samt seiner Gedichte einmal näher betrachten sollte, und was böte hierzu bessere Gelegenheit als ein Jubiläum?

Aber auch die erstaunliche Differenz zwischen einstens allgegenwärtiger Anerkennung und heutigem völligen Vergessen fordert die Frage nach dem Warum und dem Wieso geradezu heraus. Hat sich das Publikum an allzu viel Uhland einfach übersättigt? Oder ist er mit seinen Werken und seinem Wirken ausschließlich seiner Zeit, dem 19. Jahrhundert, verhaftet geblieben und führt keinerlei Anschluss davon zu unseren heutigen politischen Erfahrungen bzw. zu den literarischen Formen und Themen der Moderne? Tritt Uhland in seinen Dichtungen vielleicht bloß zu bescheiden auf? Diese Eigenschaft, die seiner Person allgemein zugesprochen wird, prägt auch das literarische Werk, das wegen seiner Eingängigkeit und Popularität – dergleichen verzeihen Kunstkritiker nur schwer – oft unterschätzt wird; ein Zug den Uhland etwa mit Johann Peter Hebel teilt. Dieser hat jedoch im 20. Jahrhundert prominente Fürsprecher gefunden, die ihn vor dem Abgleiten ins Vergessen bewahrt haben, Kafka oder Benjamin, Bloch oder Heidegger; bei Uhland war dies nicht der Fall. Ist er also doch zu altmodisch? Andererseits gibt es Verse von ihm, die, losgelöst von seinem Namen, im kollektiven Gedächtnis haften geblieben sind, über die Person ihre Schöpfers hinaus Berühmtheit gewonnen haben: „Bei einem Wirte, wundermild, / Da war ich jüngst zu Gaste“ – „Ich hatt einen Kameraden / Einen bessern findst du nit“ – „Droben stehet die Kapelle, / Schauet still ins Tal hinab“ – „Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch; /

⁴ Seit den zum letzten Jubiläum 1987 vorgelegten Publikationen (dem von Walter SCHEFFLER herausgegebenen Marbacher Magazin 42: Ludwig Uhland. Dichter. Germanist. Politiker, Marbach 1987; der Festschrift des Uhland-Gymnasiums Tübingen zum 200. Geburtstag, Ludwig Uhland. Werk und Wirkung, Tübingen 1987; und dem von Hermann BAUSINGER herausgegebenen Sammelband zur damaligen Ringvorlesung: Ludwig Uhland. Dichter. Politiker. Gelehrter, Tübingen 1988) ist es in der Germanistik um Uhland sehr still geworden; kürzlich erschien dann die Abhandlung von Ilonka ZIMMER, Uhland im Kanon. Studien zur Praxis literarischer Kanonisierung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main u. a. 2009, worin nun ausgerechnet das allmähliche Verschwinden Uhlands aus dem Kanon nachgewiesen wird.

⁵ Georg Christoph LICHTENBERG, Schriften und Briefe, hg. von Wolfgang PROMIES (Sudelbücher Heft D Nr. 399, Bd. 1), München 1973, S. 291.

Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch“. Auch bei der irritierenden Frage nach den Wechselfällen von Uhlands Berühmtheit dürfte eine mögliche Antwort zuallererst im genaueren Blick auf die Gegenstände dieser anfänglichen Verehrung und späteren Gleichgültigkeit liegen.

Schließlich die Persönlichkeit Uhlands selbst. Sie wird übereinstimmend als wenig anziehend, linkisch, trocken, schweigsam – mit einem Wort: als langweilig beschrieben⁶. Dabei war dieser Langweiler ein vielbewunderter romantischer Dichter, gehörte also einer Spezies an, der man gemeinhin das gerade Gegenteil von blasser Pflichterfüllung unterstellt. Auch schrieb dieser bürokratisch anmutende Autor, dessen bürgerlichem Habitus jeglicher Exzess fremd war, ausgesprochen handlungsreiche und abenteuerliche Balladen, die sich von ihrem mitreißenden Schwung her allenfalls mit denen Schillers vergleichen lassen. Und dann war dieser steife und hölzerne Mensch Politiker. Unserer Zeit, in der Politiker häufig nur allzu viel Geschmeidigkeit, Wendigkeit und Elastizität im Umgang mit Prinzipien und Parteiprogrammen an den Tag legen, muss der unbeugsame, charakterfeste, jeden Opportunismus verabscheuende Uhland geradezu als Wundertier erscheinen. Wie konnte er in seiner bewegten Zeit mit Ernsthaftigkeit und Gesinnungstreue als Politiker reüssieren? (Freilich muss man zugeben, dass er meist auf der Seite der Verlierer stand.) Auch die spröde private Persönlichkeit Uhlands, die so sehr im Widerspruch zu seinem öffentlichen Ruhm steht, verdient also eine eingehendere Betrachtung.

Um mit den biographischen Umständen anzufangen; Uhland ist regional gut zu verorten. Tübingen bezeichnet seine Herkunft und seinen hauptsächlichsten Lebensschauplatz, dazu noch Stuttgart, wo er gleichfalls einige Jahre verbrachte und von wo aus seine öffentliche Wirkung ihren Ausgang nahm – sei es der Cotta-Verlag, wo Uhlands Gedichte publiziert wurden, seien es die Zirkel des württembergischen Verfassungskampfs, wo seine poetisch-politischen Flugschriften, die „Vaterländischen Gedichte“ kursierten, sei es der württembergische Landtag, der die Bühne seiner parlamentarischen Auftritte war. Man kann in Tübingen – in Stuttgart ist dies leider kaum möglich – den Spuren seines Daseins noch heute folgen, ohne allzu großen Veränderungen Rechnung tragen zu müssen. Man kann sich die Gegebenheiten der Familie, das Milieu der bildungsbürgerlichen schwäbischen Ehrbarkeit vergegenwärtigen, Uhlands schulischen und akademischen Werdegang, auch sein Erwachen zum Dichter⁷. Uhlands Gedichte sind zum groß-

⁶ Vgl. den Abschnitt: Person und Werk im Spiegel seiner Zeitgenossen. Zusammengestellt von Albrecht BERGOLD, in: SCHEFFLER, Ludwig Uhland (wie Anm. 4) S. 25–75. Jetzt dazu auch: Ludwig Uhland (wie Anm. 2), besonders im Abschnitt: Uhland, wie er lebte und lebte, S. 202–223.

⁷ Vgl. etwa Helmut HORNBOGEN, Tübinger Dichter-Häuser. Literaturgeschichten aus Schwaben, Tübingen 1999, S. 103–110. Jetzt dazu Winfried SETZLER, Tübingen und Ludwig Uhland. Eine Stadt im Umbruch, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 10–19 sowie ebd. der Abschnitt: Uhlands Herkunft, S. 116–137.

en Teil in Tübingen entstanden, manche enthalten eine markante örtliche Prägung – Stichwort Wurmlinger Kapelle – und sie entstammen den Konstellationen eines romantischen Studentenzirkels, der sich im Neuen Bau in der Münzgasse, wo Justinus Kerner als Student wohnte, lokalisieren lässt.

Allerdings gibt es bei dem heranwachsenden Uhland und im Verlauf seiner literarischen Entwicklung auch einen räumlichen Gegenpol zu Tübingen – Paris, wo der schüchterne Schwabe hinreiste, um die große und ferne Welt kennenzulernen, sich stattdessen aber in der Bibliothek den Kosmos der mittelalterlichen Literatur erschloss, der seinerseits mit seinen romantischen – und noch fernerer – Phantasiewelten bestimmend für Uhlands Dichtertum werden sollte. In dieser Abweichung vom Programm des eigentlich für das Fachstudium vorgesehen Bildungsaufenthalts deutet sich schon der schwelende Konflikt zwischen der von den Eltern bestimmten Laufbahn und seiner Neigung zur Poesie an, der für Uhland in den darauf folgenden Jahren virulent werden sollte, weil da einer Dichter sein wollte, ohne jedoch sein bürgerliches Auskommen zu haben. Aber das greift einer Schilderung seines Herkommens vor.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 als drittes Kind des Ehepaares Johann Friedrich Uhland (1756–1831) und Rosine Elisabeth, geb. Hoser (1760–1831) geboren⁸. Die Eltern entstammten dem Universitätsbürgertum, der Vater war Universitätssekretär, der höchste Verwaltungsbeamte der Universität, ebenso wie der Großvater mütterlicherseits; der andere Großvater war Professor. Eine durch und durch akademisch geprägte Familie also, der der kleine Ludwig wohl mancherlei Anregung und Anleitung zu Gelehrsamkeit zu verdanken hatte. Doch halten seine Biographen auch für nötig zu betonen, dass er ein ganz normales Kind war, das sich mit seinen Altersgenossen herumbalgte und Streiche verübte. Indessen war er in der Anatolischen Schule, der Tübinger Lateinschule, bald in der höchsten Klasse angelangt – damals gab es keine Jahrgangs-, sondern Leistungsklassen – wie aus erhaltenen lobenden Zeugnissen hervorgeht. Freilich hatte eine solche Spitzenstellung auch ihren Preis; es wird berichtet, dass der junge Uhland während einer Scharlacherkrankung, der sein älterer Bruder erliegen sollte, im Fieber pausenlos lateinische Konjugationen aufgesagt habe, bis ihm die Stimme erloschen sei⁹. Diese Anekdote bezeichnet wohl den für Uhland schon früh charakteristischen Zug strenger Pflichterfüllung, den entsagungsvollen Dienst an der Sache, der auch während des Studiums zutage tritt. Denn aus dem Schüler sollte sehr bald, bereits im Alter von 14 Jahren, ein Student werden. 1801 ergab es sich, dass dem jungen

⁸ Die immer noch beste Gesamtdarstellung zu Leben und Werk stammt von: Hermann SCHNEIDER, *Uhland. Leben, Dichtung, Forschung*, Berlin 1920. Daneben sind als Biographien vor allem zu nennen: Friedrich NOTTER, *Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen*, Stuttgart 1863 sowie Emilie UHLAND, *Ludwig Uhlands Leben*. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe, Stuttgart 1874 (davor bereits 1865 als Privatdruck).

⁹ Ebd., S. 4.

Uhland ein recht üppiges Stipendium zugesprochen werden konnte, das allerdings einem Jurastudenten vorbehalten sein sollte, keinem Mediziner, in welche Richtung die Neigung des Jungen eher gegangen wäre. Doch hatte der Stifter des Stipendiums angehende Ärzte vom Genuss desselben ausgeschlossen, aus Rache dafür, dass dieser Berufsstand ihm in seiner Krankheit nicht helfen konnte¹⁰. So wurde der junge Uhland als Student der Rechtswissenschaft inskribiert, durchlief allerdings davor noch die sogenannte Artistenfakultät, eine allgemeine Ausbildung, die man vielleicht einer gymnasialen Oberstufe vergleichen könnte und die ihn auf das Fachstudium vorbereitete. Dieses absolvierte Uhland pflichtgemäß, mit guten Leistungen bis hin zu seiner Dissertation im Jahr 1810, doch ohne eigentliche Anteilnahme am Gegenstand, was sich auch in der Zeit ausdrückt, die er dafür brauchte; seine Generationsgenossen eilten ihm da weit voraus¹¹. Auch fällt auf, dass die Studienfreunde Uhlands in ihren jeweiligen Fachgebieten Karriere machten und hohe Ämter bekleideten, Justinus Kerner als Oberamtsarzt, Karl Mayer als Oberamtsrichter, Gustav Schwab als Oberkonsistorialrat – Uhland blieb nach wenigen Jahren im Justizdienst das, was er schon als Student war: ein Dichter.

Denn die Literatur war es, der das eigentliche Interesse des angehenden Juristen galt. Er fand Gleichgesinnte, es bildete sich der ephemere Zirkel der Tübinger Romantik, dort las man alte Volksbücher, begeisterte sich an der Literatur des Mittelalters ebenso wie an den Liedern aus „Des Knaben Wunderhorn“ und dichtete selbst im gleichen Ton. Mit der philosophisch-intellektuell akzentuierten Jenaer Frühromantik hatte die schwäbische Spielart wenig gemein, man gab sich schlichter, anspruchsloser, fand zunächst auch gar nicht den Weg in die größere Öffentlichkeit. Symptomatisch hierfür ist die Episode des Tübinger „Sonntagsblatts“¹². Hatten die Heidelberger Romantiker ihre „Zeitung für Einsiedler“, immerhin ein regulär gedrucktes Journal, auch wenn es kaum Leser fand, so reichte es für die Tübinger nur zu einem handgeschriebenen Blatt, das eine Zeitlang jede Woche in Kerners Zimmer auslag. Uhland und Kerner hatten 1807 einige Gedichte in dem Regensburger Musenalmanach des Freiherrn von Seckendorff untergebracht – ihre Erstlinge –, dort wo auch einige Gedichte Hölderlins versammelt waren, der ja nun für den Rest seines Lebens wieder in Tübingen war – die schwäbischen Romantiker sollten später seine Gedichte sammeln und erstmals als Buch veröffentlichen – und dieser Musenalmanach und insbesondere die Gedichte der Tübinger waren im

¹⁰ Ebd., S. 15.

¹¹ Vgl. dazu: Johannes Michael WISCHNATH, „Geöffnet sind die Bücher immer“. Ludwig Uhlands Tübinger Universitätsjahre 1801–1810, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 20–29.

¹² Vgl. zu dem Zirkel um den jungen Uhland: Gerhard STORZ, Schwäbische Romantik. Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg, Stuttgart 1967; ferner Dietmar TILL, Schwäbische Romantik. Eine Anthologie, Konstanz u. a. 2009. Zum Sonntagsblatt selbst grundlegend: Bernhard ZELLER, Das Sonntagsblatt für gebildete Stände. Eine Zeitschrift der Tübinger Romantiker, Marbach 1961.

Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände“, das sich eben anschickte, die bedeutendste Kulturzeitschrift des 19. Jahrhunderts zu werden, mitleidlos verrissen worden. Die Rache sah nun so aus, dass man in Tübingen eine Parodie des „Morgenblatts“ gestaltete, eben das „Sonntagsblatt“, mit etlichen satirischen Spitzen gegen die Stuttgarter Rezensenten, in der Zeitschrift aber auch das eigene literarische Selbstverständnis ausbreitete. Zwar lag das „Sonntagsblatt“ im Nachbarhaus des Verlegers Cotta aus, gegen dessen auflagenstarkes „Morgenblatt“ konnte es aber natürlich nicht bestehen, so waren die Tübinger Romantiker doch wieder auf sich selbst zurückgeworfen und konnten erst einige Jahre später mit zwei gemeinschaftlich von Uhland, Kerner und Schwab herausgegebenen Almanachen die Öffentlichkeit erreichen¹³.

Was waren das nun für Gedichte, die Uhland schrieb? Angefangen hatte es mit Gelegenheitsversen, von der Schule aufgegebenen Reimen wie einer „Bitte um die Frühjahrsvakanz“ oder mit Geburtstagsgedichten für die Eltern. Bald aber brach sich eine eigenständige Poesie Bahn und schon dem 18-Jährigen gelang ein Meisterwerk wie „Die Kapelle“, eines seiner bekanntesten Gedichte überhaupt.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor:
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.¹⁴

Das ist Poesie von elementarer Schönheit, Leben und Tod, Freudengesang und Leichenchor, Jugend und Alter, Gegenwart und Zukunft, alles in sprechenden räumlichen Verhältnissen von Oben und Unten – es sind grundsätzliche Dinge, die dieses schlichte Gedicht verhandelt, auch wenn es von einem Heranwachsenden stammt, der seine Lebenserfahrungen erst noch vor sich hatte¹⁵. Ich möchte Mach-

¹³ Poetischer Almanach für das Jahr 1812 – Deutscher Dichterwald, 1813. Vgl. die ausführliche Bibliographie zu Ludwig Uhland von Monika WALDMÜLLER, in: SCHEFFLER, Ludwig Uhland (wie Anm. 4) S. 77–95.

¹⁴ Ludwig UHLAND, Werke, hg. von Hartmut FRÖSCHLE/Walter SCHEFFLER, Bd. 1: Sämtliche Gedichte, München 1980, S. 16. Bei künftigen Zitaten aus dieser Ausgabe folgen lediglich Band- und Seitenzahlen in Klammern nach dem Zitat.

¹⁵ Vgl. Dietmar TILL, Ludwig Uhland und Justinus Kerner, in: Schwabenspiegel. Litera-

art und Reichtum der Uhlandschen Gedichte an einem anderen Beispiel demonstrieren:

Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
 Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herze, sei nicht bang!
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiß nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Tal:
 Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
 Nun muß sich alles, alles wenden. (I,31)

Ein Frühlingsgedicht, das das Erwachen der Natur feiert, gewiss, und doch wie viel mehr. Kaum jemals ist der Hoffnung, dem Glauben an eine Veränderung zum Guten hin, so nachdrücklich Ausdruck verliehen worden, so eindringlich und doch so einfach. „Linde Lüfte“ sind es, die in wohl lautender Alliteration den Frühling ankündigen. Eben zum Leben erwacht, sind sie auch schon allgegenwärtig: sie „säuseln und weben“ – hier hallt das alte Wort vom „Windesweben“ nach, ebenso wie in der nächsten Zeile die Emsigkeit der Frühlingsboten durch den schwäbischen Unterton des „schaffen“ einen Anflug von habhaftem Dialekt erhält – „sie säuseln und weben Tag und Nacht“, wie auch „an allen Enden“, also überall und unentwegt. Und gleichermaßen sind sie mit allen Sinnen wahrnehmbar, man spürt sie – „die linden Lüfte“ – ebenso wie man sie hört – „säuseln“ –, ihr „frischer Duft“ und ihr „neuer Klang“ vereinen sich zu einer totalen Sinneserfahrung des Kommenden, Frischen, Zukünftigen. Die gleiche Erwartungshaltung kennzeichnet auch die zweite Strophe; war anfangs von „Erwachen“ die Rede und prägte sich anschließend besonders das Reimwort „Nacht“ ein, so lautet nun das Pendant hierzu „Tag“ und es heißt: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag“ und weiter: „Man weiß nicht, was noch werden mag“ – Formulierungen der Verheißung mit geradezu utopischem Charakter, und doch, in wie einfacher, alltäglicher Ausdrucksweise. Einfach zwar, aber kunstvoll, bemerkt man die unaufdringliche w-Alliteration („Man weiß nicht, was noch werden mag“), lauscht man den im Gedicht überwiegenden hellen Vokalen, auch den stropheweise symmetrischen Reimklängen, achtet man auf die zwanglos erscheinende und doch so regelmäßige syntaktische Struktur des Ge-

tur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950, hg. von Manfred Bosch u. a., Bd. 2.2: Aufsätze, Biberach 2006, S. 1135–1154, besonders S. 1145 f.

dichts. Verheißung impliziert in Vers 3 und 4 der zweiten Strophe auch „das Blühen“, dem ja Frucht und Reife folgen, ein Blühen, das ebenso allgegenwärtig ist, wie vorhin die „linden Lüfte“, will es doch „nicht enden“, ja erreicht sogar „das fernste, tiefste Tal“, greift grenzenlos um sich und erfasst selbst weitabliegende – in der Horizontalen wie in der Vertikalen – und sonnenabgewandte Gebiete.

Frühlingswind und Blüte, zwei so elementare wie unauffällige Phänomene reichen aus, um ein Panorama des Neuanfangs, der Hoffnung, der Veränderung zu zeichnen, mit dem schier unmerklichen, aber umso überzeugenderen Rekurs auf natürliches Anbeginnen wie „Erwachen“ oder Tagesanbruch und Tagesabfolge („mit jedem Tag“). Gehören in der ersten Strophe den „linden Lüften“ die ersten drei Verse – und gleichzeitig der erste Satz – und folgt darauf, quasi als Fazit, ein eindringlicher Ausrufesatz in Vers 4, der das Wirken des Windes steigernd zusammenfasst, so tritt in der gleichartigen Struktur der zweiten Strophe, das „Blühen“ erst in dem den ersten Satz beschließenden Vers 3 auf, erklärt aber rückwirkend, wieso „Die Welt“ „mit jedem Tag“ „schöner“ „wird“. Das Zentrum des Satzes ist aber Vers 2, an und für sich parallelisierende Zutat und, genau genommen, für die eigentliche Satzaussage sogar entbehrlich, doch mit der wahrhaftig überschießenden Grundaussage des Gedichts: „Man weiß nicht, was noch werden mag“. Der Aufbruch, der Neuanfang, dessen Zeuge man ist, verheißt „noch“ mehr, ungeahnte Möglichkeiten tun sich auf, Dinge, an die man gar nicht zu denken wagte, erscheinen plötzlich realisierbar. Vers 4 greift das Blühen noch einmal auf, endet nun aber nicht mehr in einem abschließenden Ausrufezeichen, sondern in einem Doppelpunkt, selbst ein zukunftsweisendes Satzzeichen, ein Sinnbild der Erwartung, fordert es doch etwas Kommendes ein; umgekehrt erscheint das nach dem Doppelpunkt Stehende zwingend als Folge aus der Voraussetzung davor. Diese Konstellation wird durch die Reimstruktur unterstützt, die bei Vers 4 und 5 Paarreim vorschreibt – gleichfalls ein Schema, das Erwartung weckt, die im darauffolgenden Vers erfüllt wird, so wie anders das aufgeschobene Reimwort in Vers 3 Spannung erzeugt und die endliche Erfüllung der Reim-Erwartung in Vers 6 größere Dignität erhält, dem Gedicht seinen gewichtigen Schlusspunkt setzt – zumal in der wiederkehrenden Form des Refrains.

Was nach dem Doppelpunkt folgt – oder nach dem Reimwort in Vers 4 – bildet nun allerdings einen Gegensatz zu Hoffnung und Verheißung: „Nun, armes Herze, sei nicht bang!“ – „Nun, armes Herz, vergiß der Qual!“. Angst und Bangigkeit, Sorge und Not eines lyrischen Ichs, das durch sein Innerstes, den Sitz seiner Empfindungen, das „Herz“ vertreten wird – es könnte auch ein geliebtes Wesen sein, und „Herz“ die Anrede dafür – Bangigkeit, ja Qual dieser Person sollen besiegt, ihre Überwindung soll beschworen werden, ehe Hoffnung auch im subjektiven Bereich statt haben kann. Dem äußeren Aufbruch steht also ein innerlicher Zweifel, ein Nicht-Glauben-Können, ein Nicht-Hoffen gegenüber. Im letzten Vers jedoch, in den beide Strophen münden, bricht sich die Zuversicht, der Glaube wieder Bahn, durch die Wiederholung des ohnehin schon umfassenden Wortes „alles“ ins

Grundsätzliche gesteigert. Schon in der ersten Strophe besaß dieses Schlusswort Nachdrücklichkeit, in der zweiten wird es noch eindringlicher durch seine insistierende Wiederkehr – das ohnehin zwingende „muß“ wird verdoppelt – und es antwortet der utopischen Formulierung in Vers 2 „Man weiß nicht, was noch werden mag“ durch die Gewissheit einer – „alles, alles“ – umfassenden Wende zum Guten.

Oder behauptet sich doch eine skeptischere Lesart, wonach dieser Vers weniger siegessichere Behauptung als bange Beschwörung ist, wonach das „muß“ lediglich sehlichste Erwartung ausdrückt, aber keine sichere Erfüllung zusagt, wonach die Hoffnung, der Aufbruch, die Wende auf das Äußere der Natur beschränkt bleibt, die Übertragung auf das Subjekt, das „Ich“ aber bloß herbeigeredet wird?¹⁶ Das Gedicht heißt „Frühlingsglaube“, und Glaubensdinge kann man glauben oder nicht – schon allein deshalb ist diese Verstehensvariante nicht in Abrede zu stellen. Dennoch weist die Stimmung, die Atmosphäre, der Ton des Gedichts in eine andere Richtung. Durch die leichte Uneindeutigkeit an seinem Schluss entkräftet es zudem den möglichen Vorwurf einer allzu simplen Botschaft, entgeht es dem Verdacht der Naivität, der sich bei Liedern im Volkston ohnehin schnell einstellt – wenn man eben nicht darauf achtet, wie kunstvoll diese Einfachheit erzeugt ist, wie gekonnt Anspruchslosigkeit vorgegeben wird bis hin zu den gelegentlichen Abweichungen vom Metrum, ganz in der Art, wie es die Romantiker in den von ihnen gesammelten Volksliedern vorgefunden haben. Uhlands „Frühlingsglaube“ ist schlicht ein Meisterwerk, ob man das Gedicht nun in dem hier dargelegten eher allgemeinen Sinn versteht, ob man es konkret als Frühlingsgedicht auffasst oder ihm gar eine politische Bedeutung unterlegt. Denn auch das ist möglich, und es ist vielleicht nicht nur Projektion aus späterer Perspektive, dass man den Glauben an eine Wende zum Guten hin, die Aufbruchsstimmung des Gedichts auf ein Ende der Napoleonischen Fremdherrschaft und den Beginn einer nationalen Erhebung deutet¹⁷. Das Gedicht entstand im Frühjahr 1812, also zu einem Zeitpunkt, da sich Napoleons Niederlage allmählich vorbereitete, auch wenn sie letztlich noch anderthalb Jahre auf sich warten ließ. Der Titel des Gedichts wandelte sich übrigens noch in der Handschrift von „Frühlingstrost“ zu „Frühlingshoffnung“, um schließlich zu dem zuversichtlich-gewissen „Frühlingsglauben“ zu werden¹⁸ –

¹⁶ Vgl. Georg BRAUNGART, Versunken und vergessen? Anmerkungen zu Ludwig Uhlands Lyrik, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 30–41, hier S. 31 ff.

¹⁷ An Literatur zu dem Gedicht liegt vor: Winfried FREUND, Arbeiter und Gaukler. Wie Uhland und Mörike den Frühling erleben, in: Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte 9 (2004), Festschrift für Hartmut Fröschle, S. 199–207, besonders S. 199–203; ferner die Interpretation von Erich HOCK, in: Gedichte aus sieben Jahrhunderten. Interpretationen, hg. von Karl HOTZ, Bamberg 21990, S. 82, schließlich Wolfgang SCHNEIDER, Seele mit Sahnehäubchen, in: Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen 32 (2008), S. 54–56.

¹⁸ Vgl. dazu Ludwig UHLAND, Gedichte. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich SCHMIDT u. Julius HARTMANN, Bd. 2, Stuttgart 1898, S. 31.

Abb. 1: Ludwig Uhland. Scherenschnitt von Luise Duttenhofer, 1817
(Vorlage: Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Abb. 2: Ludwig Uhland. Gemälde von Gottlob Wilhelm Morff, 1818
(Vorlage: Deutsches Literaturarchiv Marbach)

[Die beiden Abbildungen, im Buch nach S. 224 auf Kunstdrucktafeln, können aus rechtlichen Gründen online nicht bereitgestellt werden.]

auch diese Skala läßt sich vielleicht mit der Wahrnehmung der damaligen politischen Situation in Einklang bringen. Was daran aber auch deutlich wird, ist, dass es an diesem Gedicht kaum ein zufälliges Wort gibt, dass seine scheinbare Simplizität aufwendig konstruiert ist, mit eben dem Ergebnis volksliedhafter Schlichtheit und Schönheit. Und nimmt man noch Schuberts kongeniale Vertonung hinzu, so hat man im glücklichen Zusammenwirken der Künste ein vortreffliches Beispiel dessen, was deutsche Kultur im 19. Jahrhundert ausmacht. Lieder dieser Art hatte Eichendorff wohl im Sinn, wenn er schrieb „In Uhland culminirt die romantische Lyrik“¹⁹ oder auch Heine, der den doch mitsamt seiner Dichtung für tot Erklärten gleichzeitig als „den eigentlichen Liederdichter“ der romantischen Schule bezeichnete – er, der in dieser Gattung, die er im „Buch der Lieder“ auf komplexeste Weise parodiert, ohnehin einen Gipfel der Poesie sah. Doch ist wiederum Uhland durchaus auch differenzierter Töne fähig, wie man erkennt, wenn man etwa kontrastierend das dem gleichen „Frühlingslieder“-Zyklus angehörende „Frühlingslied des Rezensenten“ liest.

Frühling ist's, ich laß es gelten,
Und mich freut's, ich muß gestehen,
Daß man kann spazieren gehen,
Ohne just sich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja! ich fühl ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.

Daß es keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh ich auszugehen,
Kleistens Frühling in der Tasche. (I,33)

Auch hier ist der Frühling zu einem Ich ins Verhältnis gesetzt, das sich allerdings nur sehr widerwillig vom Aufbruch der Natur erfassen lässt, ihn vielmehr – quasi berufsbedingt – äußerst „kritisch“ hinterfragt, bevor es ihn, in Gottes Namen denn, gelten lässt. Dass dabei mehr vom Ich als vom begutachteten Frühling die Rede ist, darf man wohl als Hinweis auf manche Rezensenten verstehen, die die

¹⁹ Joseph von EICHENDORFF, *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, hg. von Hermann KUNISCH, Bd.9: *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, hg. von Wolfram MAUSER, Regensburg 1970, S.410.

eigene Befindlichkeit weit über den zu besprechenden Gegenstand stellen, den sie zudem weniger als mitreißendes (Kunst- oder Natur-)Erlebnis, denn vielmehr als Ruhestörung und Zumutung empfinden. Dementsprechend wird der Frühling im Gedicht auch in allen seinen Erscheinungsformen bemäkelt und bekrittelt, unter Einsatz einer wahrhaft virtuosen Reihung von Negationen, Minderungen und Herabsetzungen, so dass der zu erwartende Lobgesang des Frühlings schier zum Preislied der kritischen Einschränkung gerät – so wie es dem Metier des vorgeblichen Verfassers auch angemessen erscheint. Uhland hatte ja bereits unliebsame Erfahrungen mit Kritikern gemacht, um solche Vorurteile hegen zu können; man denke an die erwähnte „Morgenblatt“-Rezension seiner ersten Verse. Die Schlusspointe des vorliegenden Gedichts freilich, die den Rezensenten als trockenen Büchermenschen entlarvt, der den Frühling nur über den Umweg von Ewald Christian von Kleists Lehrgedicht rezipieren kann, klingt ein wenig selbstgerecht, sind doch auch Uhlands Frühlingslieder, so schön sie auch sein mögen, nichts anderes als eben – Literatur.

In dieser Literatur ging der junge Jurist in den nächsten Jahren auf. Es entstanden nun die allermeisten der bekannten Uhland-Gedichte, die berühmten Balladen mit „Des Sängers Fluch“ an der Spitze²⁰, aber auch das vielleicht anrührendste Kriegsgedicht der deutschen Literatur „Der gute Kamerad“²¹. Im Brotberuf war Uhland Advokat, beherrscht war sein Denken jedoch von Dichtung. Dies veranschaulicht aufs Schönste ein Traum, den er unter dem 15. Juni 1811 in sein Tagebuch notierte: „Wie mir Prokurator Schott zuerst den Riß eines Dorfes für eine Prozeßsache zeichnen wollte, wie er dann zum Schlosse kam u. dieses sich nach u. nach zum Schlosse in den Wahlverwandtschaften ausbildete, mit großer Eleganz u. Reinlichkeit u. romantischer Umgebung mit einer Ruine, deren Entdeckung mir besondere Freude machte.“²² Die Entdeckung romantischer Ruinen, allerdings weniger baulicher Art, als solcher auf dem Gebiet der eben entstehenden Mittelalterphilologie, ging bei Uhland mit der eigenen poetischen Produktion Hand in Hand. So nutzte er seine Reise nach Paris, wo er eigentlich den Code Napoleon studieren sollte, vornehmlich zum Aufenthalt in der Kaiserlichen Bibliothek, in der er aber statt juristischer Schriften mittelalterliche Handschriften exzerpierte. Ob sich Uhland auf diese Weise viel Weltkenntnis in der Hauptstadt des 19. Jahrhunderts erwarb, steht dahin, anders als bei den damals zahlreichen Deutschen in Paris, den Schlegels, Varnhagen, Chamisso oder gar Alexander von Humboldt, denen man allesamt ein hohes Maß an Weltläufigkeit attestieren kann, dominiert in Uhlands Berichten in die Heimat der Eindruck der Fremdheit:

²⁰ Vgl. dazu Georg BRAUNGART, Der Sieg der Poesie über den Tyrannen. Ein Versuch zu Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch“ (1814), in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 56–67.

²¹ Vgl. dazu Peter Horst NEUMANN, Kein Lied vom Heldentod, in: Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen 10 (1986) S. 115–118.

²² Ludwig UHLAND, Tagbuch 1810–1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß hg. von Julius HARTMANN, Stuttgart 1898, S. 51.

„Meine gewöhnliche Lebensweise ist diese: ich frühstücke entweder zu Hause oder gehe ich gegen 10 Uhr auf ein Caffé, wo man die Zeitungen antrifft, von 10–2 Uhr gehe ich auf die Bibliothek, oder wenn ein merkwürdiger Fall vorkommt von 12–2 Uhr ins Palais de Justice, von 2–4 Uhr ins Museum, zu den Antiken und Gemälden; um 4, halb 5 Uhr speisen wir zu Mittag, dann machen wir einen Spaziergang, oder sehen sonst was Merkwürdiges, oder gehen ins Theater, wo ich bis jetzt nur 2mal war. Was meine Beschäftigungen anbelangt, so lese ich zu Hause meist französische Bücher, besonders solche, die Paris betreffen. Den Code Napoléon werd’ ich anfangen, nur konnte ich in den ersten Wochen, wo man so vieles zu sehen hat, nicht zu einem ruhigen Studium kommen. Auch die spanische Sprache habe ich für mich angefangen. Auf der Bibliothek beschäftige ich mich vorzüglich mit ältern französischen und teutschen Manuskripten. Was das Oekonomische anbetrifft, so kann ich, da der Monat noch nicht vorbei ist, noch keinen vollständigen Ueberschlag machen, Sie werden aber aus dem Folgenden ungefähr ersehen, wie viel ich brauche. Logis, wie Sie wissen, 24 Fr. Bedienung, d. h. Stiefelputzen, Kleiderausklopfen u. s. w. ungefähr 8 Fr. monatlich. Da man so spät zu Mittag speist, so kann man nicht ohne ein solides Frühstück seyn. Wir nehmen entweder zu Hause ein Butterbrod zu einem Glase Wein oder gehen wir auf ein Caffé, wo man den Vortheil hat, die Zeitungen zu lesen. Man mag es fast einrichten, wie man will, so kommt das Frühstück auf 15 bis 17 Sols. Zu Mittag speisen wir, Pregitzer und ich, gewöhnlich um 30–40 Sols. Um diesen Preis haben wir aber noch gar nichts besonderes und es ist gerade um satt zu seyn. Wir haben aber auch schon einigemale theurer gespeist. Eine ganz bestimmte Kost haben wir zwar nicht gewählt, was besonderes für den Anfang nicht thunlich ist, wo man noch Vieles zu sehen hat, also um Essenszeit bald in dieser, bald in jener Gegend der Stadt ist; allein wir speisen doch *gewöhnlich* bei einem Traiteur, der nahe beim Museum wohnt, das gerade um 4 Uhr geschlossen wird. Abends trinken wir gewöhnlich noch eine Bouteille Bier u. dgl. ungefähr zu 15 Sols. Dieß sind die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche Sie hiernach schon ungefähr werden berechnen können. Ich bitte Sie nun, mir weiter zu bestimmen, wie viel ich überdieß für Theater, und andre Sehenswürdigkeiten, die zwar nicht nothwendig sind, aber doch den Aufenthalt angenehm und zugleich nützlich machen, monatlich verwenden dürfe. Auch wäre es mir angenehm, wenn Sie mir über die Dauer meines Aufenthalts schreiben wollten, damit ich mich in mehrerer Rücksicht darnach einrichten könnte. Uebrigens werden mich wahrscheinlich die folgenden Monate weniger kosten, als der erste, wo man sich so Manches anschaffen muß. Man kann fast nichts brauchen was man hieher bringt, wenn man nicht überall als ein Neuling auffallen will, was nicht immer angenehm ist. Einen Hut à 11 fl. mußte ich mir anschaffen, weil mein alter durch die Reise verdorben und von einer hier längst nicht mehr gewöhnlichen Form ist, Schuhe zu 7 Franks, ein Paar Hosen mit Gamaschen von Sommerzeug u. s. w. Mit weißen Strümpfen kann man hier gar nicht auskommen, weil die ernern Straßen immer schmutzig u. die freiern voll Staub sind, auch wird man jeden Augenblick von den

Fiakres besprüzt. Ein Schirm steht mir auch noch bevor. Sodann mußte ich mir einige Bücher anschaffen, besonders die Kataloge von den Galerien u. dgl. ohne welche man diese Sammlungen nicht mit Nutzen sieht.“²³ – Als Nachtrag zu dieser Schilderung sei noch ein kurzer Briefpassus der 14jährigen Schwester an Uhland zitiert, der dessen Defizite an äußerer Weltwahrnehmung recht drastisch benennt: „Du bist und bleibst auch in Paris immer noch der alte trockene Vetter, schreibst nur immer von Bibliotheken, Museen u. s. w., Sachen, die mich ganz und gar nicht interessiren. Schreibe lieber auch von den Pariser Mädchen, was sie für Kleider anhaben, wie sie gemacht sind u. dgl. Auch von der Kaiserin und von ihrem Anzug möchte ich viel wissen, was freilich für dich blinden Heß schwere Fragen sind. Doch für was hast Du Deine Brille? Auch von der Kocherei möchte ich hören.“²⁴

Nach seiner Rückkehr aus Paris lebte Uhland als Advokat bzw. auch ein Jahr lang als unbesoldeter zweiter Sekretär im württembergischen Justizministerium in Stuttgart – die „Überbürdung der Staatskasse“ ließ angeblich nichts anderes zu²⁵ – und um diese Zeit trat er in die Politik ein. In den Jahren von 1815 bis 1819 wurde zwischen Regierung und Ständeversammlung der württembergische Verfassungskampf ausgefochten, dessen bekanntester Protagonist Uhland werden sollte, obwohl er dem Landtag, dem eigentlichen Schauplatz dieses Kampfes, gar nicht angehörte. Uhland beteiligte sich auf literarischem Wege an den Auseinandersetzungen um die württembergische Verfassung, die Kurfürst Friedrich im Bestreben, einen modernen, absolutistischen Staat nach französischem Vorbild zu schaffen, 1805 kurzerhand außer Kraft gesetzt hatte. Hinsichtlich der Abgeordneten war er dabei dem Rat Napoleons gefolgt: „Chassez les bougres!“ (Jagen Sie die Kerle davon!). Nach Napoleons endgültiger Niederlage und dem Eintritt Württembergs in den Deutschen Bund mußte Friedrich seinen Landtag wieder berufen, jedoch lehnte dieser den ihm nun vorgeschlagenen neuen Verfassungsentwurf seinerseits ab und beharrte stattdessen auf dem „alten Recht“, dem Tübinger Vertrag zwischen Herzog und Landständen von 1514²⁶. In diesen Konflikt griff Uhland mit seinen „Vaterländischen Gedichten“ ein²⁷, schwungvoll-agitatorischen Versen, die dem Alterhergebrachten das Wort redeten und die im Volk auf begeisterte Resonanz stießen: „Die Aufnahme, welche diese Lieder bei öffentlichen Vereinen und sonst gefunden haben, läßt mich annehmen, daß sie auch die bei uns herrschende Meinung so ziemlich aussprechen“ schrieb er am 3. November 1816 an seinen ehemaligen Stu-

²³ Ludwig Uhland an die Eltern, Paris, 13. 6. 1810, in: Ludwig UHLAND, Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins hg. von Julius HARTMANN, Bd. 1, Stuttgart/Berlin 1911, S. 172 f.

²⁴ UHLAND, Uhlands Leben (wie Anm. 8) S. 66.

²⁵ Ebd., S. 95.

²⁶ Vgl. dazu Walter GRUBE, Der Stuttgarter Landtag 1457–1957, Stuttgart 1957, S. 469–486; besonders S. 484 sowie S. 489–509.

²⁷ Vgl. zum Folgenden: Ludwig Uhland (wie Anm. 2), den Abschnitt: Der Politiker, S. 168–183.

dienfreund Karl August Varnhagen von Ense²⁸. Da waren die Gedichte, die davor in Stuttgart als Abschriften kursierten, eben als anonymer Druck erschienen, wohl ohne Zutun des Autors, unter dem bezeichnenden Titel „Vaterländische Gedichte“ und dem sprechenden Impressum „Württemberg“. In der Nacht davor war der autokratisch regierende König Friedrich gestorben – Uhlands Tagebuch vermerkt unter dem 1. November in nüchterner Abfolge: „Die 6 vaterländischen Gedichte [...] Abends Königlicher Leichenzug“²⁹. Dies mag als bedeutungsvolle Koinzidenz erscheinen, beschwören die Gedichte doch unentwegt die „Eintracht zwischen Volk und Herrn“ (I,62), wobei dem Volk bei Uhland in der Nennung der Vorrang gebührt; der nun verstorbene König Friedrich hingegen hatte solche Eintracht selbstherrlich aufgekündigt. In dieser Wendung gegen absolutistische Fürstenwillkür hat man die Haupttendenz der „Vaterländischen Gedichte“ zu sehen, weniger in dem konservativen Festhalten am Traditionellen, was bei dem Liberalen Uhland dann doch etwas befremdlich wäre.

Der Deutsche ehrt' in allen Zeiten
 Der Fürsten heiligen Beruf,
 Doch liebt er frei einherzuschreiten
 Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf. (I,62)

Dieses freiheitliche Selbstbewusstsein unter Verweis auf eine höhere Instanz als das weltliche Königtum steht maßgeblich hinter der populären Forderung nach dem „alten guten Recht“, die geschickt mit der allgemeinen Vorliebe für „alten guten Wein“ verknüpft wird und sich somit unverhohlen – „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ – die Leidenschaften zum Lebensgenuss zunutze macht; mit Speck fängt man eben Mäuse:

Wo je bei altem, gutem Wein
 Der Würtemberger zecht,
 Da soll der erste Trinkspruch sein:
 Das alte, gute Recht! (I,64)

Auch wegen Uhlands Versen, die die Oppositionsfront gegen die Regierungsmacht befestigten, war die Aussicht auf einen versöhnlichen Ausgang des Konflikts beinahe schon geschwunden, zumal der neue König, Wilhelm I., den Landtag im Sommer 1817 erneut auflöste, nachdem der von ihm vorgelegte Verfassungsentwurf ebenso wenig Anklang im Parlament gefunden hatte wie seinerzeit der seines Vaters Friedrich. Erst als durch das terroristische Attentat auf den Schriftsteller und russischen Diplomaten August von Kotzebue im März 1819 und die darauffolgenden reaktionären Karlsbader Beschlüsse ein allgemeines Klima der Repression

²⁸ UHLAND, Briefwechsel (wie Anm. 23) Bd. 2, Stuttgart/Berlin 1912, S. 21.

²⁹ UHLAND, Tagbuch (wie Anm. 22) S. 197.

eintrat, in dem es zunehmend unwahrscheinlich wurde, dass einzelne Staaten des Deutschen Bundes überhaupt noch Verfassungen beschließen könnten, berief König Wilhelm seinen Landtag erneut. Unter massivem außenpolitischen Druck einerseits und angespannter Erwartungshaltung der Bevölkerung andererseits wurde über eine Konstitution für Württemberg beraten³⁰.

Anders als bei früheren Wahlen hatte Uhland im Sommer 1819 das nötige Alter von 30 Jahren und nicht weniger als fünf Wahlbezirke boten ihm die Kandidatur an. Er trat für das Oberamt Tübingen an und wurde erwartungsgemäß gewählt – die „Vaterländischen Gedichte“ hatten ihm eine immense Popularität eingebracht. Nun aber war sein politisches Urteil gefragt, das er – als man sich zu einem Kompromiss durchgerungen hatte – bei der Abstimmung darüber in die berühmten Worte kleidete: „Ich kann Ja oder Nein sagen, ich sage Ja! Mancher wird Manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechtes, der Vertrag. Nochmals Ja!“³¹

Unter dem 25. Oktober 1819 findet sich in Uhlands Tagebuch der Eintrag: „Nachricht [...] daß Herzog Ernst zur Feier der Verfassung gegeben werden soll, und Aufforderung zu einem Prolog“³². Am 27. lautet die Notiz: „Ausarbeitung des Prologs“³³. Am Abend des 29. schließlich sprach der umjubelte Heldenarsteller des Stuttgarter Theaters, Ferdinand Eßlair, vor der Aufführung von Uhlands Theaterstück „Ernst, Herzog von Schwaben“ die zu erwartenden Versöhnungsworte:

Ja! mitten in der wildverwornen Zeit
 Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
 Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
 Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts [...]
 Heil diesem König, diesem Volke Heil! (I,77)

Davor musste dieser König sich jedoch in seinem eigenen Theater anhören – er mag sich seinen Teil zum Konstitutionalismus gedacht haben –, wie die Opposition die vergangenen Jahre empfunden hatte:

Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
 Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
 Daß sich die Besten und die Edelsten
 Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
 Daß, die fürs Vaterland am reinsten glühn,
 Gebrandmarkt werden als des Lands Verräter. (I,76)

³⁰ Vgl. dazu GRUBE, Landtag (wie Anm. 26) S. 501 ff.

³¹ Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahre 1819, 45. Abt., S. 45. Vgl. dazu auch Walther REINÖHL, Uhland als Politiker, Tübingen 1911, S. 34 ff.

³² UHLAND, Tagbuch (wie Anm. 22) S. 282.

³³ Ebd.

Durch diese Geste seiner Gegner war Uhland als symbolisches Haupt der Opposition bezeichnet, eine Rolle, die er in den folgenden Jahren als Volksvertreter im württembergischen Landtag durchaus an- und ernst nahm. Zwar konnte von einer eigentlichen politischen Führerschaft nicht die Rede sein, Uhland genoss jedoch allerhöchstes Ansehen im Volk als Verfasser der „Vaterländischen Gedichte“, als überzeugter Liberaler und als berühmter Dichter. 1815 waren seine Gedichte bei Cotta herausgekommen, dem renommierten Stuttgarter Großverlag, dem die Romantiker anfangs so reserviert gegenübergestanden hatten, wo sich Uhland nun aber in Gesellschaft Goethes und Schillers, Herders und Jean Pauls am rechten Platz fühlen konnte. 1820 erschien eine vermehrte zweite Auflage, die nun auch alle „Vaterländischen Gedichte“ enthielt, 1826 die dritte und bald darauf in rascher Folge fast alljährlich eine weitere, zuweilen auch zwei oder drei pro Jahr³⁴. Allerdings – die Zahl der Gedichte erhöhte sich nicht mehr, Uhland hatte praktisch aufgehört zu dichten, er war Politiker und Gelehrter geworden. Bereits in Paris hatte er sich mit mittelalterlicher Literatur beschäftigt, nun verfasste er die erste Monographie über einen mittelhochdeutschen Autor – „Walther von der Vogelweide“³⁵ – er beschäftigte sich mit ausufernden Studien zur deutschen Heldensage, deren Publikation dann das grundlegende Werk Wilhelm Grimms zuvorkam und er wurde Professor für deutsche Literatur in Tübingen³⁶. Darum hatte er sich schon früher bemüht, war aber nicht in Erwägung gezogen worden, nun, 1829, bot man Uhland den Lehrstuhl an, weil, wie es in einem internen Gutachten heißt, Gustav Schwab, der am Stuttgarter Gymnasium tätig war, die Bezahlung wohl nicht verlocken werde³⁷. Uhland griff zu und hatte nun für einige Semester die Position im Leben, die er sich wahrscheinlich gewünscht hatte, er hielt Vorlesungen über die Gegenstände seines Interesses, er lebte im Umgang mit den ihn bewundernden Studenten und er gab ein Schreibseminar, das sogenannte „Stylisticum“, worin die literarischen Arbeiten der Teilnehmer besprochen wurden³⁸ – bis ihn die Politik wieder einholte. 1832 und 1833, in der Zeit des Hambacher Fests war Uhland wieder in den Landtag gewählt worden, dafür musste er Urlaub vom Lehramt erbitten, der ihm von der Regierung aber nicht gewährt wurde: er sei unentbehrlich. Daraufhin reichte Uh-

³⁴ Vgl. dazu die genannte Uhland-Bibliographie von WALDMÜLLER, in: SCHEFFLER, Ludwig Uhland (wie Anm. 4).

³⁵ Ludwig UHLAND, Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, Stuttgart/Tübingen 1822.

³⁶ Vgl. dazu Stefan KNÖDLER, Ludwig Uhlands wissenschaftliches Werk und die Entstehung der Germanistik, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 84–93; sowie ebd. den Abschnitt: Der Gelehrte, S. 184–201.

³⁷ Ebd., S. 188.

³⁸ Vgl. dazu Wilhelm HOLLAND, Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrtätigkeit, Leipzig 1886; Dietmar TILL, Ludwig Uhland, das Stilistikum und die Tübinger Rhetorik, in: Suevica 8 (2000) S. 111–138; DERS., Ludwig Uhland und sein Stylisticum, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 94–105. Eine vollständige Publikation von Uhlands Stylisticum, hg. von Stefan KNÖDLER u. Helmuth MOJEM, ist in Vorbereitung.

land seinen Abschied vom akademischen Lehramt ein, der ihm, dem eben noch Unentbehrlichen „sehr gern“ gewährt wurde. In einer persönlichen Notiz auf dem Gesuch hielt König Wilhelm fest, das Uhland als Professor „ganz unnützlich“ gewesen sei³⁹. Von Wissenschaft und Literatur pflegen Potentaten nicht viel zu verstehen, die herabsetzende Äußerung galt dem politischen Störenfried, dem populären Landtagsredner, der Uhland nun wieder werden sollte. Und dies blieb er auch eine Reihe von Jahren, neben Paul Pfizer der prominenteste Vertreter des württembergischen Liberalismus⁴⁰, als welcher er auch Lob und Anerkennung von dem sonst doch recht kritischen Heine erhielt – bis er der Politik wiederum Valet sagte und sich erneut seinen geliebten germanistischen Forschungen zuwandte. Hatte das politische Engagement Uhlands um 1819 herum seine dichterische Phase praktisch beendet, so kehrte er nun, nach seinem Rückzug aus der Politik keineswegs zur Poesie zurück – es sind nicht einmal Versuche dazu belegt – Uhland war Gelehrter geworden, der nun ein ehrgeiziges Vorhaben zur Sammlung von Volksliedern betrieb. Einem solchen Projekt würde heutzutage erst einmal ein groß dimensionierter Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorausgehen mit der Beantragung etlicher Stellen und Hilfsgelder – Uhland nahm es allein in Angriff, freilich unterstützt von Freunden und Schülern, die ihm in entlegenen Bibliotheken Manuskripte abschrieben. So sammelte er und häufte Material an, nahm es stets genau und dann noch genauer, immer seiner Arbeit und der wissenschaftlichen Erkenntnis verpflichtet⁴¹. Erst auf Drängen des Verlegers entschloss er sich halb widerwillig zur Publikation; und damit erntete er allen Respekt, doch vermisste das Publikum wiederum auch etwas: von der spezifischen Dichterphilologie, mit der die jungen Romantiker seinerzeit die Welt des Mittelalters und der Volksdichtung mehr dichterisch als philologisch erschlossen hatten, war vor allem die Gelehrsamkeit geblieben. Das Urteil von Uhlands altem Freund Varnhagen in einem Brief an Kerner bringt es auf den Punkt: „Wie hoch steht Uhlands Sammlung von Volksliedern über dem Wunderhorn, aber doch wie viel ergötzlicher sprach uns dieses an!“⁴² Uhland nahm eine solche Einschränkung und Minderung seiner Wirkung klaglos hin, zumal sein Dichterruhm ja nach wie vor erstrahlte. Und bald sollte ein neuer Höhepunkt an Popularität folgen: Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche⁴³. Nachdem er schon dem sogenannten Vorparlament angehört hatte, errang der 61jährige Uhland im Wahlkreis Tübingen-Rottenburg auch das Mandat für die Nationalversammlung. Dort war er einer der bekanntesten Volksvertreter,

³⁹ Vgl. dazu etwa SCHNEIDER, Ludwig Uhland (wie Anm. 8) S. 357f.

⁴⁰ Vgl. dazu Joachim KNAPE, Ludwig Uhland als politischer Redner, in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 68–83.

⁴¹ Vgl. dazu KNÖDLER, Uhlands wissenschaftliches Werk (wie Anm. 36) S. 92.

⁴² Karl August Varnhagen von Ense an Justinus Kerner, Berlin, 30. 10. 1845, in: Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, hg. von seinem Sohn Theobald KERNER, Bd. 2, Stuttgart/Leipzig 1897, S. 271.

⁴³ Vgl. dazu in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2), den Abschnitt: Der Politiker, S. 168–183, besonders S. 178f.

was sich weniger seinen eher seltenen Redebeiträgen als seinem Ruf als „deutschem Sänger“ verdankte, nicht anders als bei seinem Widerpart auf konservativer Seite, Ernst Moritz Arndt. Jedoch war Uhland ausgesprochen fleißig und gewissenhaft, versäumte kaum je eine Sitzung und erregte obendrein Aufsehen durch seine politische Positionierung⁴⁴. Der Jurist Robert von Mohl, ein früherer Tübinger Kollege Uhlands, warf ihm vor, er habe sich in der Frankfurter Nationalversammlung so weit links gesetzt, dass es für einen gebildeten Mann eine Schande sei⁴⁵ – in der Tat hielt sich Uhland zu der radikaldemokratischen Gruppierung in der Nationalversammlung. Auch wenn er sich keinem politischen Club, keiner Fraktion anschloss, stimmte er regelmäßig mit der Linken, forderte die Abschaffung des Adels oder die Wählbarkeit des Reichsoberhauptes und harrte bis zuletzt mit seinen Gesinnungsgenossen im Stuttgarter Rumpfparlament aus. Vielleicht auch deshalb ist Uhlands Wirken in der Paulskirche von einem Hauch der Vergeblichkeit und Erfolgslosigkeit umweht. Als charakteristische Reaktion auf seine berühmte Rede gegen das Erbkaisertum – die mit der berühmten Schlussentenz: „Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!“ (IV,718f.) – als Reaktion darauf ist jedenfalls der herablassende Hohn eines politischen Gegners überliefert: „Wie sich der alte Mann abquält!“⁴⁶

Die Würde und der Ruf des alten Mannes sollten die letzten Schutzschilde der ersten gesamtdeutschen Volksvertretung gegenüber reaktionärem Machtanspruch und obrigkeitlicher Waffengewalt bilden. Als die verbliebenen Abgeordneten des Paulskirchenparlaments in Stuttgart vom Militär gehindert wurden, ihr Versammlungsort zu betreten, formierte sich ein Demonstrationszug mit Uhland an der Spitze, der von einer Kavallerieeinheit mit blankem Säbel auseinandergetrieben wurde. Den Befehl „Einhauen!“ so ein Augenzeuge, hätten die Soldaten indessen nicht befolgt, vielleicht weil ihnen einer der Angegriffenen zugerufen habe: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“⁴⁷

Uhland kehrte ins Privatleben zurück, doch auch dort holte ihn die Politik ein. Neben vielen Ehrungen und Auszeichnungen, die er im Lauf seines Lebens erhielt – die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen, Mitgliedschaften in den Akademien der Wissenschaft zu Berlin und zu Wien und viele andere – gesellte sich schließlich die Berufung in den vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Orden *Pour le mérite* für Wissenschaft und Kunst anstelle des verstorbenen Ludwig Tieck. Die Benachrichtigung Uhlands durch den Ordenskanzler

⁴⁴ Vgl. dazu REINÖHL, Uhland als Politiker (wie Anm. 31), sowie KNAPE, Uhland als politischer Redner (wie Anm. 40).

⁴⁵ Robert von MOHL, *Lebenserinnerungen*, Bd. 1, Stuttgart/Leipzig 1902, S. 191.

⁴⁶ Friedrich Theodor VISCHER, *Ludwig Uhland*, in: DERS., *Kritische Gänge*, hg. von Robert VISCHER, Bd. 2., 2. Aufl., München o.J., S. 387.

⁴⁷ Vgl. dazu Michael KIENZLE/Dirk MENDE, „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“ Wie die 48er Revolution in Stuttgart ausging (Spuren 44), Marbach 1998, S. 8.

Humboldt geschah noch am Tag der Wahlbestätigung durch den preußischen König, den 5. Dezember 1853. Darin wird deutlich, dass man die Aufnahme seines „ächt deutschen Namens“ in die Liste der Ritter als Huldigung vor Uhlands „hoher geistiger Begabung zum Lied, tiefem dichterischem Gefühle und edler Freiheit der Gesinnung im öffentlichen Leben“ verstanden wissen wollte⁴⁸. Noch bevor jedoch Humboldts ehrerbietiges Schreiben den so Gepriesenen erreichte, verfasste dieser, der vorab von der geplanten Ehrung erfahren hatte, eilig eine Bitte um Unterlassung der Auszeichnung, da „literarische und politische Grundsätze“ es ihm unmöglich machten, einen solchen Orden entgegenzunehmen⁴⁹. Die große Zahl der Durchstreichungen im erhaltenen Briefentwurf von der ersten bis auf die dritte und letzte Seite lässt erkennen, dass Uhland während der Abfassung einen schweren inneren Kampf auszutragen hatte⁵⁰. Sicherlich widerstrebte es ihm, Humboldt vor den Kopf zu stoßen, andererseits vermochte er es nicht, seinen politischen Prinzipien untreu zu werden. Humboldt erhielt Uhlands Brief erst, nachdem er sein eigenes Schreiben bereits abgeschickt hatte und fasste sein Erstaunen in die Worte: „In einem 84jährigen vielbewegten Leben ist mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen!“⁵¹ Noch in der folgenden Nacht sandte der weltberühmte Gelehrte einen weiteren Brief nach Tübingen, in dem er eindringlich versuchte, Uhland umzustimmen. Er zeigte Verständnis für dessen politische Konsequenz, wies jedoch darauf hin, dass der Orden durchaus auch bekennende Republikaner als Mitglieder zähle; dabei erwähnte er auch seine eigene freiheitliche Gesinnung. Uhland erhielt die beiden Briefe Humboldts am 8. und 9. Dezember, ließ sich jedoch nicht beirren. Berthold Auerbach hatte zu der Zeit näheren Umgang mit Uhland, als der gesinnungstreue Demokrat – der weltgewandte Humboldt bespöttelte ihn als *Cato tubingensis*⁵² – seine endgültige Ablehnung der Ehrung formulierte: „U. sagte mir – und ich sehe noch, wie seine Lippe zitterte –: ich kann keinen Orden annehmen von einem Fürsten, der meinen Freund Jacoby auf die Anklagebank setzte, so daß er zum Tode verurtheilt wurde, während er doch nur dasselbe gethan hatte, was auch ich gethan habe.“⁵³

Und unter politischer Perspektive sollte Uhland bis zu seinem Tod am 13. November 1862 wahrgenommen werden. Sein Begräbnis in Tübingen war ein in allen Schichten der Bevölkerung wahrgenommenes Großereignis, für das Sonderzüge eingesetzt werden mussten, wo man den schier endlosen Trauerzug extra auf Umwege leitete, damit er überhaupt Platz in den Straßen fand und an dem alle mög-

⁴⁸ Alexander von Humboldt an Ludwig Uhland, Potsdam, 5. 12. 1853, in: UHLAND, Briefwechsel (wie Anm. 23) Bd. IV, Stuttgart/Berlin 1916, S. 77.

⁴⁹ Ludwig Uhland an Alexander von Humboldt, Tübingen, 2. 12. 1853, ebd., S. 74.

⁵⁰ Eine Abbildung des Briefentwurfs findet sich im Ausstellungskatalog: Ludwig Uhland (wie Anm. 2) S. 181.

⁵¹ Alexander von Humboldt an Ludwig Uhland, Potsdam, 5. 12. 1853, Nachts, in: UHLAND, Briefwechsel (wie Anm. 23) Bd. IV, Stuttgart/Berlin 1916, S. 78.

⁵² Alexander von Humboldt an August Boeckh, Potsdam, 6. 12. 1853, ebd., S. 73.

⁵³ Berthold Auerbach an Jacob Auerbach, Berlin, 9. 3. 1877, ebd., S. 74.

lichen gesellschaftlich relevanten Gruppierungen und Institutionen repräsentiert waren. Ich zitiere die Beschreibung seines Freundes und Biographen Friedrich Notter: „Zwei Tage später, an einem Sonntag [dem 16. November], senkten sich an der Spitze eines endlosen, aus allen Theilen des Landes herbeigeströmten Leichenzuges die Fahnen von sechzehn schwäbischen Liederkränzen vor dem offenen Grab des Dichters [...]. Ein eigener Extrazug der Eisenbahn hatte blos von Stuttgart und den etwa der Bahn anliegenden Orten mehr als achthundert Theilnehmer gebracht, eine nicht minder bedeutende Zahl war mit den gewöhnlichen Zügen von dorthier und aus andern Gegenden gekommen, und als Nachmittags um 3 Uhr das lange Leichengefolge von dem wohlbekannten Trauerhaus an der Neckarbrücke, sich, um den gehörigen Raum zur Entwicklung zu finden, auf großen Umwegen nach dem entfernten Friedhofe bewegte, fehlten kaum Ein Stand, kaum Ein gesellschaftlicher Verein, der nicht als Körperschaft, oder wenigstens durch zahlreiche einzelne Mitglieder, vertreten gewesen wäre: – die Studierenden mit den Abzeichen ihrer verschiedenen Verbindungen; die Liederkränze aus allen Gegenden des Landes mit ihren, zum Theil prachtvollen, Fahnen und Standarten; die Lehrer der Hochschule, von denen der Rektor, die sechs Dekane und eine Abordnung der philosophischen Fakultät, zu welcher der Verstorbene während seiner Amtsdauer gehört hatte, in ihren malerischen Amtstalaren und Baretten erschienen; die Mitglieder der gegenwärtigen und der frühern Abgeordnetenkammern, soweit dieselben im Augenblick der Vertagung zu versammeln waren, angeführt von dem greisen Präsidenten Römer; der tübinger Gerichtshof; mehrere Mitglieder der stuttgarter Hofbühne; eine Deputation des stuttgarter Gymnasiums; die Staats- und Gemeindebeamten der Stadt Tübingen; die dortige Feuerwehr, der Turnverein, die Schulen, endlich die übrige Bürgerschaft und wer sonst als Einzelner Theil nahm. – Nur die Regierung als solche war nicht repräsentirt.“⁵⁴ Dieses Faktum war zweifellos politisch motiviert, hatte sich Uhland doch, angefangen mit den Verfassungskämpfen, über seine Jahre als Abgeordneter im Landtag, bis zu seinem Ausharren an der Spitze des Stuttgarter Rumpfparlaments stets in Opposition zur jeweiligen Regierungslinie befunden. Die demonstrative Abwesenheit der Obrigkeit beglaubigt Uhlands konsequente Haltung als linker Demokrat und Oppositioneller gegen autoritäre Herrschaftsformen zuverlässiger als alle ehrenden Nachrufe seiner Freunde. Diese wurden ihm indessen auch reichlich dargebracht und mehrten seinen Ruhm posthum abermals. Uhland wurden die repräsentativen Ehren eines „großen Mannes“ zuteil – Totenmaske und Marmorbüste, Denkmal und wetteifernde Biographien, den literarischen Nachlass übernahm das Marbacher Schillermuseum⁵⁵. Nachhaltiger jedoch als in diesen Formen der Erinnerungskul-

⁵⁴ NOTTER, Uhland (wie Anm. 8) S. 450f.

⁵⁵ Die Totenmaske und mehrere Büsten (1863) wurden von dem Bildhauer Ernst Rau (1839–1875) gefertigt, das 1873 enthüllte Tübinger Denkmal stammt von Gustav Adolph Kietz (1824–1908). Vgl. dazu in: Ludwig Uhland (wie Anm. 2), den Abschnitt: Uhlands Nachruhm, S. 226–256, besonders S. 228f. u. S. 236f. Zum Übergang von Uhlands Nachlass

tur lebte sein Name in seinen Gedichten fort, zumal in der Form der Silcherschen Vertonungen, wie etwa beim „Guten Kameraden“, der bis heute Teil des militärischen Totengedenkens ist.

In neuerer Zeit sieht die Sache indes anders aus. Zwar lassen sich noch etliche geflügelte Worte Uhlands anführen, zwar werden die Vertonungen Uhlandscher Gedichte in Chören und Gesangvereinen gepflegt, Uhland selbst ist jedoch im Lauf des 20. Jahrhunderts immer mehr und zuletzt vollständig vergessen worden. 1920 erschien noch eine große Monographie über ihn⁵⁶, dann entschwand er während des „Dritten Reichs“ und der Nachkriegszeit allmählich dem kollektiven Gedächtnis, sank als bloßer Name zum Beisatz von Straßen und Anhöhen, Gymnasien und Apotheken herab und wurde von Schule und akademischer Literaturwissenschaft zunehmend ignoriert. Heute ist von ihm kaum noch etwas auf dem Buchmarkt lieferbar⁵⁷. Das ist dann doch bemerkenswert, da er einst unangefochten als Haupt der schwäbischen Dichterschule galt, als dritter deutscher Nationaldichter neben Goethe und Schiller genannt wurde, als Politiker höchstes gesellschaftliches Ansehen genoss und überhaupt als einer der Großen des 19. Jahrhunderts gefeiert wurde. Die naheliegende Begründung, seine Gedichte seien eben altbacken und vorgestrig, kann man leicht durch die bekannten Titel und Zitate entkräften (von denen aber wohl nicht mehr viele wissen, dass sie von Uhland stammen); ich hoffe, auch gezeigt zu haben, dass diese Gedichte sehr wohl eine erneute Lektüre verdienen. Mein Verdacht geht eher dahin, dass Uhland nicht wegen angeblich unzeitgemäßer Werke aus dem Fokus unserer Aufmerksamkeit geraten ist, sondern wegen seiner unspektakulären Biographie und seiner rechtschaffenen, braven und – im doppelten Sinn des Wortes – biedereren Lebensart. Dergleichen schädigt im Nachhinein wirkungsvoller, als man glauben sollte, so dass Uhland heute im Ensemble der interessanten Dichter nicht mehr viel hermacht. Hölderlin oder Lenau sind wahnsinnig geworden, Brentano gefiel sich in einem exzessiven Katholizismus – das ist zwar nicht das gleiche, unter bestimmtem Blickwinkel aber durchaus zu vergleichen –, Hauff starb mit 24 Jahren, Heine siechte in seiner Matratzengruft dahin, Waiblinger lebte und starb als professionelles Genie, Mörike schlüpfte in die Rolle des poetisch versponnenen, lebensuntüchtigen Kauzes – das Bizarre, Sensationelle, Sonderbare dieser Biographien geht der Uhlands völlig ab. Er hat halt „sei Sach g’schafft“, möchte man in landestypisch angemessenem Tonfall resümieren, er hat gedichtet, ohne allzu viel romantisches Aufhebens darum zu machen, er war poli-

an das Marbacher Schillermuseum (im Jahr 1897 zum Preis von 25.000 Reichsmark) schreibt der damalige Direktor Otto Güntter, es sei „die wertvollste und wichtigste Erwerbung, die damals gemacht werden konnte“. Otto GÜNTTER, *Mein Lebenswerk*, Marbach 1948, S. 142.

⁵⁶ SCHNEIDER, Uhland (wie Anm. 8).

⁵⁷ Zu der 80-seitigen Auswahl bei Reclam: Ludwig UHLAND, *Gedichte*, Nachwort: Peter von MATT, Stuttgart 1986 gesellt sich neuerdings noch die Ausgabe im Verlag Klöpfer & Meyer: Ludwig UHLAND, *Gedichte und Reden*, hg. von Hermann BAUSINGER (Kleine Landesbibliothek 14), Tübingen 2010.

tisch tätig, ohne – heute vielleicht erwartbare – Skandale, Korruptionfälle oder aufsehenerregende Konversionen, er trieb gelehrte Studien; nun, das scheint vielen an sich schon langweilig genug. Uhland war unauffällig, aller Berühmtheit zum Trotz, und es gibt ja auch vielfach Berichte über ihn, die allesamt vom Tenor der Enttäuschung durchzogen sind, Enttäuschung darüber, dass der Mann dem Bild, das man sich aufgrund seines Ruhms von ihm machte, in keiner Weise gerecht wurde (Abb. 2). Und dann noch: keine Frauengeschichten, keine Affären, eine einzige, offenbar harmonische und dazu noch kinderlose Ehe – damit hat es der Jubilar seinen Biographen und der Nachwelt nicht eben leicht gemacht hat. Trotz dieser äußerlichen Unscheinbarkeit sollte man sich nachhaltiger mit ihm und seinem Werk beschäftigen. Immerhin vereint Uhland in einer Person mehrere Eigenschaften, die jede für sich genommen, recht selten sein dürfte: Er war ein uneitler Gelehrter, ein redlicher Politiker und ein großer Dichter.